

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 46

Artikel: Topographische Veränderungen in Bern
Autor: Volmar, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schultheiss „Cillier besichtigt die neue Strasse. (Neuer Aargauerstalden.)

ihr, aber sie empfand es wie ein warmes Behagen um sich, und fühlte sich wohl und zufrieden in ihrem Reiche. Nur sein Widerspruch gegen ihre Ehekrift reizte sie. Es kam vor, daß sie ihm „Narr“ an den Kopf warf. Aber im Ernste dachte sie nie von ihm, daß er selbst Heiratsgedanken hätte.

In dieser Zeit kam einst zu Mittag die Seraphina Jung zum Hause hergesprungen. Sie war erhitzt, hatte ein rotes Gesicht und sprach hastig: „Um tausend Gotteswillen gebt mir ein paar Äpfel, mit vier oder fünfen bin ich schon zufrieden. Das kranke Kind der Bethi hat eine große Glust nach sauren Äpfeln. Und wer möchte einem armen Kind, das nicht mehr lange zu leben hat, nicht den Willen erfüllen! Aber wenn ich bei Euch die Äpfel nicht bekomme, ich wüßte nirgends anderswo solche. Jetzt im Juni sind sie rar.“

„Wohl wohl, die müßt ihr haben“, sagte Maria, stand auf und ging in den Keller. Susanna schaute ihm nach. Dann fragte sie: „Helft Ihr aus bei der Bethi?“

„Sie muß doch jemand haben, die arme Frau. Sie reibt sich auf mit der Pflege des kranken Kindes und der drei gesunden, die sie noch hat. Da gehe ich jeden Tag ein paar Stunden hinüber. Die letzte Nacht wachte ich bei dem kranken Mädchen. Und im Fieber sprach's noch von den roten Äpfeln.“

„Ist nicht eine grausame Armut bei der Bethi?“ fragte Susanna.

„Vor der darf man, wenn man helfen will, nicht erschrecken. Sonst wir sie noch größer“, erwiderte Seraphina rasch.

Da trat der Maria in die Stube. Er brachte die Äpfel

mit, die er in der langen Bluse wie in einer Schürze trug. Er ging auf Seraphina zu; sie hob das gestreifte lattunene Schürzlein an den Enden empor und Maria legte die Äpfel in die Höhlung hinein. Er schaute verwirrt auf die Arbeit seiner Hände und nie auf das Mädchen. Als aber eine von den gelben glänzenden Reinetten aus der Schürze herausrollte, und Seraphine, um den Apfel zu ergreifen, sich rasch vorneigte, berührte ihre Stirne die des Maria. Er schlug den Kopf empor, die Stirne brannte ihn. Nur die Augen blickten scheu herum und schienen von dem Brande nichts zu wissen.

„Ich danke Euch im Namen des armen Kindes“, sagte Seraphina. Und gleich darauf war sie zur Türe hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Topographische Veränderungen in Bern.

Von F. Bolmar, jun.

Anlässlich des Neubaus bei der Mitte des Haspelgähchens wird wieder ein historischer Zeuge unserer schönen Stadt Bern dem gänzlichen Verschwinden näher gerückt: die alte Wegspur, die dem genannten Gähchen entlang, beim Hinaufsteigen linkerhand noch sichtbar ist.

Der östliche Zugang zu der Stadt war nämlich in frühesten Zeiten folgendermaßen beschaffen:

Ueber die Aare führte keine Brücke; die Verbindung mit dem rechten Ufer geschah durch zwei Schiffe, deren eines seinen Platz an der Matte bei einem Tore hatte, über welchem sich ein Turm, in spätern Zeiten „Ramseyer Loch“ genannt, erhob, gerade da, wo nun der Pfeiler der Rydebbrücke steht. Von hier führte dieses Schiff an das entgegengesetzte Ufer, wo eine Schlucht sich aufwärts zog, bis oben auf die Ebene, die früher das Galgenfeld hieß, deren Spuren man eben noch dem Haspelgähchen entlang sieht, während sie weiter abwärts durch die mit der Straße vorgenommenen Veränderungen ausgefüllt wurde. Ohne Zweifel war diese Schlucht — das Bett eines Waldbaches — durch das aus der obern Gegend herabfließende, der Aare zufließende Wasser gebildet worden. Durch diese Schlucht nun zog sich der Weg — wie man überhaupt in alten Zeiten gerne solche Schluchten als Straßen benutzte — aufwärts nach der oben befindlichen Ebene, von wo sämtliche, nach verschiedenen östlichen Landesgegenenden führenden Verbindungen sich verzweigten. Wenn auch dieser Weg steil und beschwerlich war, so konnte man sich doch mit ihm begnügen; denn Fuhrwerke wurden wenig gebraucht, die Reisen zu Fuß oder zu Pferd gemacht und schwere Lasten, wie Kornsäcke und dergleichen beförderte man per Pferd. Ueberdies war man ja gewohnt, durch's ganze Land ähnliche zu finden.

Durch diesen Weg auch zogen wahrscheinlich die Berner 1789 zum Kampf in der Schöckhalde.

Bei Vergrößerung des Gebietes auf der linken Seite der Aare, bei Anwachsen des Verkehrs mit der steigenden Zahl der Einwohner und beim häufigeren Gebrauch von Fuhrwerken, genügte nun die Schlucht als Verkehrsweg nicht mehr. Daher wurde links von derselben durch Ausgraben des Erdreichs ein Weg auf die Anhöhe hergestellt, welcher jetzt der „Alte Aargauerstalden“ heißt. Auf diesem Weg konnten nun auch kleinere Fuhrwerke in die Stadt kommen. Als jedoch vom Jahre 1740 an die Regierung die Hauptstraßen durch das ganze Land verbessern und ihnen eine Breite von 25 Schuhen geben ließ, konnte man sich mit diesem Weg auch nicht mehr begnügen, und es wurde der heutige „Neue Aargauerstalden“ nach dem Plane von

Ingenieur Mirani gebaut. 1750 wurde das Werk begonnen und im Jahre 1758 war es fertig. Da wo die Ansteigung sich der Ebene nähert, erinnert uns ein granitener Denkstein, auf dem wir die nachstehenden Worte lesen, an den mit großen Kosten hergestellten Bau:

CIVIBUS ET PEREGRINIS
GRATUM OPUS
RELICTA VETERI VIA
PER LOCA PRAERUPTA
QUO NATURA VIDEBATUR
NEGARE
ITER
FACTUM ATQUE MUNITUM
INCEPT. 1750 ABSOLUT. 1758.

Zu deutsch:

Die ehemalige Straße verlassend, wurde eine hergestellt durch steile Felsen, wo die Natur den Durchgang zu verweigern schien, ein den Einheimischen und Fremden willkommenes Werk. Angefangen 1750, vollendet 1758.

Ungefähr gleichzeitig wurde der Muristal den hergestellt.

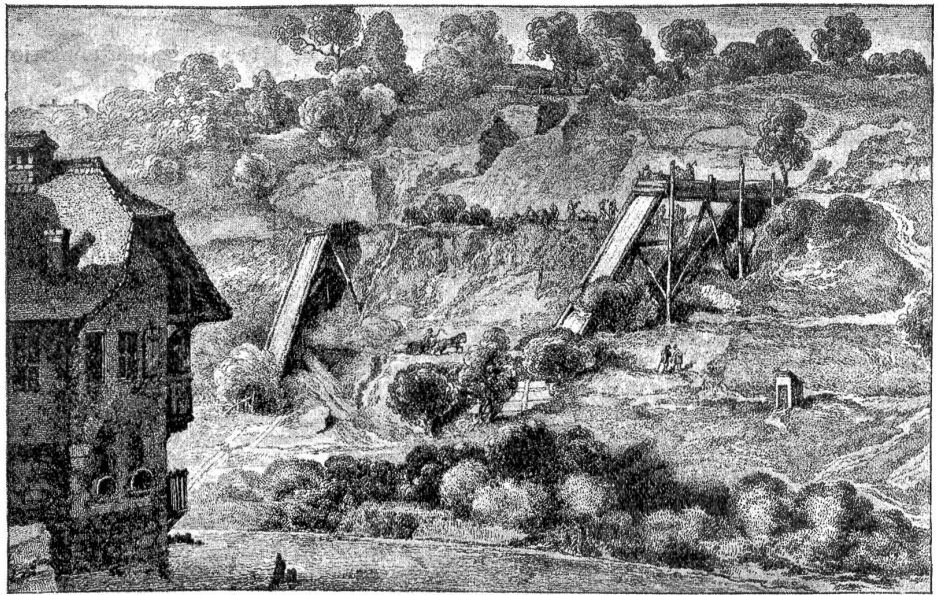
Das Haspelgäßli hat seinen Namen nach L. Wurstenberger, „nicht etwa vom Hinaufwinden der Wagen, sondern von einem, in seinem obern Ausgang gestandenen Haspel, d. h. einen horizontal auf dem Kopf eines Pfahles angebrachten, um einen Eisennagel beweglichen Balkenkreuze, um den Fuhrwerken und Vieh den Gebrauch des Gäßchens zu sperren, während die Drehbarkeit des Kreuzes den Fußgängern den Weg offen ließ.“

Durch den Neubau und die damit verbundenen Auffüllungen wird jetzt die „Hohle“, der letzte sichtbare Zeuge des alten Zustandes seiner Ausdehnung nach erheblich geschnitten. Was obenher der Auffüllung übrig bleibt, ist, weil schon früher stark nivelliert, nur noch unbedeutend und läßt die Spuren einer früheren Schlucht und Weganlage nicht mehr vermuten; das untere Grabenstück ist nur noch kurz und wird vielleicht auch bald ganz verschwinden. Dann aber denkt wohl niemand mehr daran, daß hier einstmal der einzige Verbindungsweg unserer Stadt nach der östlichen Landesgegend — den vier alten Kirchspielen Muri, Bolligen, Stettlen und Betschigen — emporführte.

Hans Christian Ott.

(Zu seinem 100. Geburtstag: 11. November 1918.)

In der Landesbibliothek kann der interessierte Leser, wenn er will die wenig Raum verdrängenden Werklein des bernischen Schriftstellers H. C. Ott nachlesen. Die heutige Zeit hat an ihren eigenen Problemen genug zu tragen und verliert den Sinn für das schon historisch gewordene, gemütlich-kleinbürgerliche Geschlecht, dem Ott angehörte, aus dessen Ideenzirkel heraus er arbeitete und Verse machte, dessen ästhetischem Verlangen er auch Genüge tat. Radikalismus der Jahre 48/49, Begeisterung für nationale Erhebungen gegen Klerikalismus und Autokratie — fremder Herren, daneben ein gemäßigtes Loben in Weinfröhlichkeit, ein Wichtigseinwollen, das im Hinterhalt die Moralpredigt nie verleugnet und das Gift verabscheut, ein Freigeistertum, das jeden Augenblick sich selber entschuldigt durch ethische Begründung seiner selbst, wenn es nicht in plumpe Angriffe gegen Klerus und Moral ausartet.



Anfang der Arbeiten an der Strasse nach Chün anno 1779.

Vor allem aber eine Ahnungslosigkeit ohne gleichen über das, was es aufbaute: Das Zeitalter des Großkapitals, des Weltkrieges und der sozialen Umschichtung: Das ist das Charakteristikum des Geschlechts um 1850. Es liegt darin der Grund seiner Ideenarmut.

H. C. Ott überragt seine Epoche, was Konsequenz betrifft, und das macht ihn sympathisch. Sein Werk schlägt ein und versteht sich auch ohne den Zeithintergrund. Das zeigt, daß er wenigstens hierin das Menschliche vom Zeitlichen zu unterscheiden verstand. Prosa und Verse von Ott können eins, was wir nicht mehr so gut können wie die Alten: Herzlich lachen. Das macht, daß wir sie beneiden.

Ott kann frivol werden. Aber er ist zu derb, um es durchaus zu sein; er ist aber auch zu voll der guten Laune, um beständig derb zu bleiben. Mehrmals erhebt er sich über die flache Zeit empor, um uns tief Menschliches nahe zu bringen, so in der Sage „Ds Grynem im Engtlegrund“. R. Weber nennt diese Dichtung etwas vom Schönsten, was unsere Dichtung im Dialekt aufzuweisen habe. (R. Weber: Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Bd. III, S. 205.) Hier ist Ott in eine Höhe emporgestiegen, die seine Zeit und er selbst nicht öffentlich anerkannten. Er bestraft eine Gedankensünde so schwer wie eine Tafsünde, und erfindet den schlichten künstlerischen Ausdruck für seelisches Geschehen. Die Annahme liegt nahe, daß er das unbewußt getan, aus seinen Zusammenhängen mit dem Volksempfinden und dessen künstlerischen Quellen heraus. Das „Gryne“, das Weinen“, im Grund der Engstlichen ist die Erinnerung an den freiwilligen Tod der Geliebten jenes unschuldig Gerichteten, aber in Gedanken des Mordes schuldigen Bauernknechtes.

Viele Verse verraten Vorbilder, oft Hebel, wenn es Dialekt betrifft, oft Goethe, und hie und da scheut sich Ott nicht vor direkter Formkopierung. Einzelne Dialektzeilen gemahnen an Meinrad Viener. Im Inhalt sind sie unabhängiger als in der Form. Ergötzlich sind manche Sprüche, die er als Inschriften zu Schützenfesten und andern großen Anlässen gedichtet hat. So z. B. wird man sich merken:

D'r Wilhelm Tell ist langist tod,
Chly neue Ruhm tät grüßli noth.

Oder die Lösung für die Berner Stadt-Bibliothek:

Im ersten thront das Reich erhabener Gedanken,
Im Erdgeschoh verkauft man Sped und Anken,